

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR





MORI ŌGAI

*Die Wildgans*

Roman

*Aus dem Japanischen übersetzt  
und mit einem Nachwort  
von Fritz Vogelgsang*

*Überarbeitete und kommentierte  
Neuausgabe*

MANESSE VERLAG  
ZÜRICH



## I

Dies ist eine alte Geschichte. Zufällig erinnere ich mich noch, dass sie sich im dreizehnten Jahr der Regierungszeit Kaiser Meijis<sup>1</sup> zuge- tragen hat. Warum mir die Jahreszahl so genau im Gedächtnis geblieben ist? Nun, ich wohnte zu jener Zeit im «Kamijō», einer Pension, die dem Eisernen Tor<sup>2</sup> der Tokioter Universität gegenüberlag, wo ich Wand an Wand mit einem Studiengefährten hauste, der eine der Hauptfiguren dieser Geschichte war. Als im vierzehnten Jahr der Meiji-Ära ein Feuer, das im Haus ausgebrochen war, jenes «Kamijō» in Schutt und Asche legte, gehörte ich zu denen, die durch den Brand ihr Obdach verloren. Daher blieb in meiner Erinnerung haften, dass sich die Ereignisse, von denen ich erzählen möchte, ein Jahr vor jener Katastrophe abspielten.

Von einigen auswärtigen Patienten der Universitätsklinik abgesehen, bestand die Schar der Kostgänger im «Kamijō» fast nur aus Medizinstudenten. In jeder Pension findet sich

für gewöhnlich ein Gast, der den Ton angibt, einfach aufgrund der Tatsache, dass er am besten bei Kasse ist und gewandte Manieren besitzt. Jedes Mal wenn er durch den Flur geht und am Zimmer der Wirtin vorbeikommt, die neben dem Glutbecken auf der Matte<sup>3</sup> kauert, spinnt er einen kleinen Wortwechsel an und lässt sich gelegentlich sogar zu einem Schwatz am *Hibachi*<sup>4</sup> nieder. Er veranstaltet bei sich Reiswein-Gelage und lässt dazu Häppchen servieren, wobei er – scheinbar aus reiner Willkür – der Wirtin allerlei Mühe und Arbeit macht, während er in Wirklichkeit darauf bedacht ist, dass etwas für ihren Beutel herauspringt. Dass ein Mann von solcher Wesensart allgemeine Wertschätzung erlangt und eine unumschränkte Autorität ausübt, ist nur natürlich. Mein Zimmernachbar, der im «Kamijō» einen spürbaren Einfluss besaß, war jedoch ein Mensch von völlig anderem Gepräge.

Dieser Mann, ein Student namens Okada, studierte zwei Semester unter mir. Er stand also kurz vor dem Schlussexamen. Um sein Wesen zu charakterisieren, muss ich zunächst von seiner augenfälligsten Eigenschaft sprechen. Er war nämlich ein Mann von schöner Gestalt. Er war nicht der Typ zierliches Blass-

gesicht mit zerbrechlich zarter Figur. Er sah vielmehr blendend aus und besaß eine kräftige Statur. Einen Mann mit einem solchen Gesicht habe ich nur selten gesehen. Allenfalls ließe sich der junge Kawakami Bisan<sup>5</sup>, mit dem ich erst viel später Freundschaft schloss, mit ihm vergleichen. Kawakami Bisan, der Schriftsteller, der schließlich in Not geriet und ein tragisches Ende fand – er sah in seiner Jugend Okada ein wenig ähnlich. Freilich übertraf ihn Okada, der damals Ruderwettkämpfer war, bei Weitem an Körperkraft.

Ein Gesicht mag seinen Besitzer bei jedermann empfehlen. Aber damit allein lässt sich in einer Pension noch keine Autorität ausüben. Nach meinem Eindruck gab es unter uns Studenten nur wenige, deren persönlicher Lebenswandel so maßvoll und ausgeglichen war wie derjenige Okadas. Er war kein Streber, der um der Examensnoten willen ackert und büffelt, in der Absicht, der prämierte Musterschüler zu werden. Was er tat, das tat er pünktlich und korrekt, und so sank er niemals merklich unter den Klassendurchschnitt. Seine Freizeit nutzte er regelmäßig zu Spiel und Erholung. Nach dem Abendessen machte er stets einen Spaziergang und kehrte verlässlich

noch vor zehn Uhr zurück. Sonntags ging er zum Rudern oder unternahm einen Ausflug. Die Tageszeiten, zu denen der Bewohner des Zimmers neben dem meinen anwesend war, und die Stunden, in denen er abwesend war, unterlagen keinerlei Schwankungen; es sei denn, dass eine Regatta bevorstand und er sich mit seiner Mannschaft in Mukōjima<sup>6</sup> aufhielt oder dass er in den Sommerferien nach Hause gefahren war. Wer es versäumt hatte, seine Uhr nach dem Kanonenschuss zu stellen, der täglich um zwölf Uhr mittags abgefeuert wurde, der ging in Okadas Zimmer, um dort nach der Zeit zu fragen. Selbst der Zeiger der Wanduhr, die im Kontor des «Kamijō» hing, wurde zuweilen nach dem Stand von Okadas Taschenuhr korrigiert. Je länger wir Okadas Verhalten beobachteten, desto mehr gewannen wir, die wir um ihn waren, die Überzeugung, dass er ein vertrauenswürdiger Mensch sei. Die Hausherrin des «Kamijō» begann, ihn, der weder Komplimente austeilte noch mit Geld um sich warf, ob seiner Verlässlichkeit zu rühmen und zu preisen. Dass der Umstand, dass er seine Monatsrente pünktlich entrichtete, daran nicht unwesentlich beteiligt war, sei nicht abgestritten.



«Schaut euch Herrn Okada an!», tönte es des Öfteren aus ihrem Mund.

«Schließlich können wir ja nicht alle so sein wie Okada», sagten die Studenten, ihren Mahnungen zuvorkommend. So wurde Okada unversehens zur Norm und zum Musterbild des idealen Logierherrn.

Der Weg, den Okada bei seinem täglichen Spaziergang zurücklegte, war fast immer derselbe.<sup>7</sup> Er ging den einsamen, stillen Hang von Muenzaka hinab, wanderte am Nordufer des Shinobazu-Weiher entlang, wo tiefschwarz wie Zahnschminke<sup>8</sup> das Wasser des Aisomegawa in den Teich mündet, und schlenderte dann zur Ueno-Anhöhe hinüber. Von dort schritt er durch die Hauptstraße Hirokōji, vorbei an dem berühmten Gasthaus «Matsugen», durchquerte das belebte Nakachō-Viertel, betrat das Gebiet des Yushima-Schreins und ging in einem Bogen um den düsteren Karatachi-Tempel zur Herberge zurück. Wandte er sich aber von Nakachō aus nach rechts, so konnte er auch über Muenzaka den Heimweg nehmen.

Das war die eine Strecke. Gelegentlich aber überquerte er auch das Universitätsgelände und ging zum Roten Tor<sup>9</sup> hinaus. Da das Eisenerne Tor schon früh am Abend geschlossen

wurde, benutzte er dabei als Eingang das sogenannte «Wachhaustor», das für die Patienten bestimmt war. An der Stelle, wo damals jenes «Wachhaustor» stand, das später abgerissen wurde, erhebt sich heute das neue Schwarze Tor. Nachdem Okada das Rote Tor hinter sich gelassen hatte, spazierte er die Hongōstraße entlang, an Läden vorbei, in denen man zu rhythmischem Singsang Hirseteig stampfte, und begab sich in den Schreinbezirk des Kanda-Schreins. Dann ging er zur Meganebashi, der «Brillenbrücke», wie man die steinerne Bogenbrücke nannte, die damals noch eine sensationelle Neuheit darstellte, und wandelte im Yanagihara-Viertel ein Stückchen durch die Straße, die sich den Wasserlauf entlangzieht. Anschließend ging er zurück zum Onariweg, zwängte sich am Westufer durch irgendwelche schmalen Nebengassen und gelangte beim Karatachi-Tempel schließlich wieder ins Freie. Dies war seine zweite Strecke. Abweichungen von diesen beiden Routen kamen nur selten vor.

Auf diesen Spaziergängen tat Okada weiter nichts, als hier und da ein bisschen in den Antiquariaten zu stöbern. Von den Buchläden, die damals im Ueno-Viertel, in der Hirokōji und

im Nakachō-Viertel zu finden waren, existieren heute nur noch einige wenige. Entlang dem Onariweg stehen sie noch wie ehemals. In Yanagihara sind sie völlig verschwunden. In der Hongōstraße haben fast alle den Standort und den Besitzer gewechselt. Dass Okada, wenn er zum Roten Tor hinausgegangen war, sich nur selten nach rechts wandte, hatte seinen Grund sowohl in dem Umstand, dass Morigawachō ein winkeliges, unangenehmes Viertel war, als auch in der Tatsache, dass es damals am Westufer nur ein einziges Antiquariat gab.

Okada schmökerte in den Antiquariaten, weil er – wie man heute sagt – «literarisches Interesse» hatte. Da damals noch keine modernen Romane und Dramen erschienen waren und auch die neue Lyrik der Haiku von Shiki<sup>10</sup> und der Verse von Tekkan<sup>11</sup> noch Zukunftsmusik war, las jedermann Zeitschriften wie die auf chinesischem Papier gedruckte «Kagetsu shinshi»<sup>12</sup> oder die auf weißem Papier gedruckte «Keirin isshi»<sup>13</sup>. Ich selbst war ein eifriger Leser der «Kagetsu shinshi», in der erstmals die Übersetzung eines europäischen Romans veröffentlicht wurde. Die Geschichte handelte – wie ich mich zu erinnern glaube –

von einem Studenten, der auf dem Weg in die Ferien ermordet wird. Kōhei Kanda hatte sie im Konversationsstil übertragen. Sie war für mich wohl der erste Schritt zur Lektüre sogenannter «westlicher Romane». Auch Okadas literarisches Interesse galt damals noch «Traditionellem» und reichte höchstens bis zu Büchern, in denen Geschehnisse der modernen Welt im überkommenen klassisch-chinesischen Stil dargestellt waren.

Da ich im Umgang mit Menschen etwas scheu und linkisch war, pflegte ich nicht einmal mit den Menschen, die auf der Hochschule zu meinem täglichen Umgang gehörten und zu denen ich ein gutes Verhältnis hatte, ohne irgendeinen konkreten Grund ein Gespräch anzuknüpfen. Auch nahm ich selten meine Mütze ab, um einen Studenten, der in derselben Pension wohnte, zu grüßen.

Wenn ich mich trotzdem mit Okada anfreundete, so geschah dies dank der Mittlerschaft der Antiquariate. Das Terrain meiner Spaziergänge war nicht so genau abgesteckt wie bei Okada, und da ich gut zu Fuß war, ging ich bald auf diesem, bald auf jenem Weg von Hongō bis Shitaya und Kanda<sup>14</sup>, und wo ich ein Antiquariat entdeckte, machte ich halt

und schaute es mir an. Dabei stieß ich vor dem Laden des Öfteren unerwartet auf Okada.

«Treffen wir uns nicht reichlich oft vor einem Antiquariat?»

So oder ähnlich sprach einer von uns beiden. Es war das erste freundschaftliche Wort zwischen uns.

An der Kurve jener Straße, die den Hang unterhalb des Kanda-Schreins hinabführt, befand sich damals ein Geschäft, vor dem auf einigen Bänken die Bücher zum Verkauf ausgelegt waren. Einmal entdeckte ich dort ein Exemplar des «Kimpeibai»<sup>15</sup>. Als ich den Besitzer nach dem Preis fragte, sagte er: «Sieben Yen.» Und wie ich ihn auf fünf Yen herunterzuhandeln versuchte, erklärte er: «Vorhin sagte Herr Okada, für sechs Yen würde er es kaufen. Es tut mir leid...»

Da ich zufällig gerade ordentlich bei Kasse war, erwarb ich das Buch zum gewünschten Preis.

Als ich einige Tage danach Okada begegnete, sagte er: «Du bist mir vielleicht ein Unmensch! Hast du nicht das «Kimpeibai» gekauft, das ich mühsam aufgestöbert hatte und für mich zurücklegen ließ?»

«Ach, so war das? Der Buchhändler sagte

mir, ihr hättet euch über den Preis nicht einigen können. Wenn du willst, trete ich es dir ab.»

«Ach wo – nachdem wir Nachbarn sind, kannst du es mir ja leihen, sobald du es ausgelesen hast.»

Ich erklärte mich gern dazu bereit. So kam es, dass Okada und ich, nachdem wir schon geraume Zeit Wand an Wand gewohnt hatten, ohne miteinander zu verkehren, uns von da an häufig besuchten.

## 2

Am Südrand von Muenzaka lag schon zu jener Zeit der fürstliche Wohnsitz der Daimyō-Familie Iwasaki,<sup>16</sup> doch im Gegensatz zu heute war er damals noch nicht von einem hohen Erdwall eingefriedet. Eine ungepflegte Steinmauer war rings um ihn aufgeschichtet, und aus den Ritzen zwischen den von Moos überwachsenen Quadern lugten Farnkräuter und Schachtelhalme hervor. Ob sich jenseits dieser Mauer ebener Boden erstreckte oder dort ein Gartengelände mit kleinen Hügeln und Tälern angelegt war, weiß ich bis heute nicht,

da ich nie ins Innere des herrschaftlichen Anwesens gelangte. Damals wuchs jedenfalls das Gehölz jenseits dieser Mauer, wie es wollte. Von der Straße aus waren die Wurzeln zu sehen, und das Gras, von dem die Wurzeln dicht überwuchert waren, wurde selten gemäht.

An der Nordseite der Anhöhe standen armselige, schäbige Häuser, eins neben das andere gereiht. Am ansehnlichsten waren noch einige von Bretterzäunen umschlossene kleine Häuschen, die als Ruhesitz oder Altenteil dienten. In den übrigen wohnten Handwerker. An Geschäften gab es dort fast nur Grobwaren- und Tabakläden. Auffallend für den Passanten war das Haus einer Frau, die Nähunterricht erteilte. Tagsüber saß hinter dem Gitterfenster eine große Schar junger Mädchen bei der Arbeit. Wenn das Wetter schön war und das Fenster offen stand, hob, sobald wir Studenten vorbeigingen, der ganze Schwarm der unentwegt lebhaft schnatternden Mädchen neugierig die Köpfe. Sie schauten auf die Straße heraus, um sich sogleich wieder in eine Unterhaltung zu stürzen, wobei sie bald schwatzten, bald lachten.

Neben der Nähschule befand sich ein Haus, auf dessen Gitterpforte nie auch nur ein ein-

ziges Stäubchen zu sehen war. Der dicht mit Granitsteinen ausgelegte Eingangsestrich war immer frisch besprengt, wenn ich abends vorbeiging. In der kalten Jahreszeit waren die papierbespannten Schiebetüren geschlossen. In der heißen Jahreszeit waren die Bambusjalousien heruntergelassen. Und das fröhliche Leben, das im Nachbargebäude herrschte, ließ dieses Haus nur umso stiller und einsamer erscheinen.

An einem Septembertag jenes Jahres, in dem sich die Geschichte zutrug, sah Okada, kurz nach seiner Rückkehr aus den Ferien, als er sich nach dem Abendessen zu seinem gewohnten Spaziergang aufgemacht hatte und eben gemächlich den Hang von Muenzaka hinunterging, wie eine Frau, die allein vom Bad nach Hause lief, das einsame Haus neben der Nähsschule betrat.

Es herrschte schon eine recht herbstliche Witterung, und es war daher auch nicht mehr die Zeit, wo die Leute ins Freie gehen, um die Abendkühle zu genießen. Okada war gerade im Begriff, die in diesem Augenblick völlig menschenleere Anhöhe hinabzugehen. Im selben Augenblick, da die Frau an die Gitterpforte des sonst verlassen daliegenden Hauses ge-



langte und sich anschickte, die Tür zu öffnen, hörte sie das Klappern von Okadas Holzsandalen. Sie ließ ihre auf das Gitter gelegte Hand einen Augenblick reglos auf dem Holzwerk ruhen, und als sie sich umwandte, begegneten sich ihr und Okadas Blick.

In ihrem leichten Sommerkimono aus dunkelblauem Krepp, der von einer breiten Gürtelschärpe aus schwarzem Atlas straff zusammengehalten wurde, mit der schlanken Linken in einem fein geflochtenen Bambuskorbchen das Handtuch, das Seifenschälchen, das Reiskleiebeutelchen und den Schwamm tragend, die Rechte auf das Gitter gelegt, machte die Gestalt der rückwärtsgewandten Frau keinen besonders tiefen Eindruck auf Okada. Doch es fiel ihm auf, dass ihr zu einer Ginkgoblattfrisur<sup>17</sup> frisch hochgebundenes Haar über den Schläfen so dünn wie ein Zikadenflügel war; dass sie ein schmales, längliches Gesicht mit einer ausgeprägten Nase und einem etwas schwermütigen Ausdruck besaß, das zwischen Stirn und Wangen etwas flächig wirkte. Diese flüchtigen Wahrnehmungen beschäftigten Okada jedoch nicht weiter, und da er am Fuß von Muenzaka anlangte, war die Frau seinem Gedächtnis schon wieder entschwunden.

Als er jedoch zwei Tage später erneut in Richtung Muenzaka ging und sich dem Haus mit der Gitterpforte näherte, tauchte plötzlich die Begegnung mit der vom Bad heimkehrenden Frau in seiner Erinnerung auf, und er warf einen flüchtigen Blick hinüber. Das Haus besaß ein in Sitzhöhe angebrachtes, zum Hinausschauen bestimmtes Fenster, das mit senkrechten Bambusstäben vergittert war, über die zwei hölzerne Querleisten genagelt waren, um welche sich einige Ranken schlangen. Das papierbespannte Schiebetürchen hinter dem Fensterspalt war nur einen Fuß breit geöffnet und ließ eine Schale mit einer Ornotopflanze<sup>18</sup> sehen. Da sich Okadas Schritte ein wenig verlangsamt hatten, während er diese Beobachtungen machte, dauerte es einige Sekunden, bis er direkt vor das Haus gelangte.

Wie er unmittelbar daran vorbeiging, erschien unversehens über der Blumenschale aus dem bis dahin von grauer Dämmerung erfüllten Hintergrund ein weißes Gesicht. Und als das Gesicht Okada erblickte, huschte ein Lächeln darüber hin.

Von da an sah Okada jedes Mal, wenn er auf seinem Spaziergang an diesem Haus vorbeikam, das Gesicht jener Frau. Ab und zu drang

ihre Erscheinung in Okadas Traumwelt ein, und allmählich wurde sie in seiner Fantasie zur beherrschenden Figur. Er fragte sich, ob die Frau wohl auf sein Vorbeikommen wartete oder ob sie nur einfach aufs Geratewohl gelegentlich herausschaute und sie sich auf diese Weise stets zufällig zu Gesicht bekamen.

Dann versuchte er, sich an die Zeit vor jenem Tag zu erinnern, an dem er der Frau auf ihrem Rückweg vom Badehaus begegnet war, und sann darüber nach, ob jemals eine Frau zum Fenster herausgeschaut hatte. Doch das Einzige, woran er sich erinnern konnte, war der Eindruck, dass das Haus neben der von lautem Leben erfüllten Nähsschule stets sauber hergerichtet und immer still und einsam war. Er konnte sich nicht einmal darüber klar werden, ob er überhaupt je darüber nachgedacht hatte, was für Leute wohl darin wohnen mochten. Jedenfalls war das Schiebetürchen am Fenster stets geschlossen gewesen oder die Bambusjalousie davor herabgelassen, und im Innern hatte immer Totenstille geherrscht. Und Okada gelangte endlich zu dem Schluss, dass jene Frau wohl erst seit Kurzem das Fenster offen ließ und aufpasste, wann er käme.

Sooft Okada an dem Haus vorbeiging, sahen sie sich, und während er sich seine Gedanken darüber machte, fühlte er sich mit der Frau am Fenster immer vertrauter werden, sodass er, als er etwa zwei Wochen später eines Abends wieder wie gewohnt vorbeikam, unwillkürlich die Mütze abnahm und sich zum Gruß verbeugte. Da überströmte eine jähe Röte das mattweiß schimmernde Gesicht der Frau, und ihr wehmütiges Lächeln wurde zu einem Strahlen. Von da an grüßte Okada die Frau am Fenster, wenn er an ihrem Haus vorüberging.

### 3

Okada liebte das «Gusho shinshi»<sup>19</sup>, alte romantisch-heroische Geschichten der Chinesen, so sehr, dass er ganze Episoden daraus auswendig hersagen konnte. Darum war es auch seit Langem sein Wunsch gewesen, sich in den ritterlichen Künsten des Schwertkampfes und des Bogenschießens zu versuchen. Da sich ihm dazu jedoch nie eine Gelegenheit geboten hatte, blieb ihm die Erfüllung dieses Wunsches verwehrt. Dass er, nachdem er

dann das Rudern angefangen hatte, sich so dafür begeisterte und sich in kurzer Zeit eine solche Fertigkeit erwarb, dass er in die Wettkampfmannschaft gewählt wurde, ist wohl als ein Trieb aus derselben Wurzel zu verstehen.

In dem genannten Sammelwerk der chinesischen Literatur gibt es eine bestimmte Erzählung, für die Okada ebenfalls eine Schwäche besaß. Ich meine das «Shōseiden»<sup>20</sup>, in dem eine Frau dargestellt wird, die, selbst als der Todesengel bereits auf ihrer Schwelle stand, sich in Seelenruhe, mit Sorgfalt und Hingabe schminkte. Jenes weibliche Wesen, welches die Schönheit zum Inbegriff ihres Lebens machte, erweckte irgendwie Okadas Sympathie. Frauen waren für Okadas Gefühl nichts als leibhaftige Anmut, deren Bestimmung die Liebe ist. Dieses Empfinden war wohl mit das Ergebnis jenes Einflusses, dem er unwillkürlich durch die tägliche Lektüre der sentimental-fatalistischen Dichtungen der Ming- und Qing-Periode<sup>21</sup> unterlag.

Obwohl schon geraume Zeit verstrichen war, seitdem Okada die Frau am Fenster zu grüßen begonnen hatte, unternahm er nichts, um etwas über ihr Leben in Erfahrung zu bringen. Sowohl das Aussehen des Hauses als

auch die Aufmachung der Frau ließen ihn allerdings vermuten, dass sie wohl die Nebenfrau von irgendjemandem war. Aber er nahm daran keinen Anstoß. Nicht einmal ihren Namen wusste er. Hätte er nur einen Blick auf das Schildchen an der Tür geworfen, so hätte er ihn dort lesen können. Aber wenn die Frau am Fenster weilte, hielt ihn der Respekt vor ihr davon zurück; war sie nicht da, so fürchtete er die Blicke der Nachbarschaft und der Passanten. So kam es, dass er nie auf das Holztäfelchen schaute, das im Schatten des Vordaches hing, um die Zeichen darauf zu entziffern.

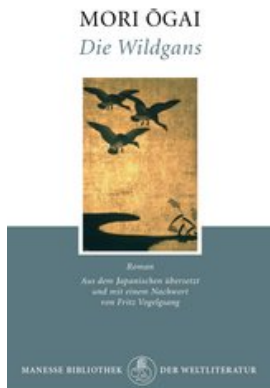
#### 4

Obwohl ich vom Vorleben der Frau am Fenster erst etwas erfuhr, als die Ereignisse dieser Geschichte, in der Okada eine Hauptrolle spielen sollte, bereits der Vergangenheit angehörten, ist es angebracht, davon hier in Kürze zu erzählen.

Es handelt sich dabei um Begebenheiten, die sich zu einer Zeit zutrugen, da die medizinische Fakultät noch in Shitaya untergebracht war und die Studenten in einem zum Internat

umgewandelten Wachhaus des Wohnsitzes der Tōdō<sup>22</sup> – etwas boshaft gesagt – wie die Raubtiere hausten: zwischen schachbrettartig mit grauen Ziegeln bepflasterten Wänden, in denen, unregelmäßig verteilt, mit armdicken hölzernen Gitterstäben gesicherte Fenster saßen. Heutzutage sind solche Fenster nur noch an den Türmen auf dem Wall um den Kaiserpalast bei Marunouchi zu sehen. Die Gitter der Löwenzwinger und Tigerkäfige im Ueno-Zoo sind im Vergleich dazu regelrecht zierlich.

In dem Internat standen den Studenten einige Aufwärter für Botengänge zur Verfügung. Die damaligen Studenten, die weite baumwollene Rockhosen mit einer weißen Gürtelschärpe trugen, ließen sich fast immer dasselbe besorgen: sogenannte *Yōkan* und *Kompeitō*. Es ist vielleicht wert, als kulturgeschichtliches Zeugnis schriftlich festgehalten zu werden, dass das, was man *Yōkan* nannte – ein Wort, mit dem wir heute gallertige Schnitten aus süßem Bohnenmus bezeichnen –, geröstete Süßkartoffeln waren, und was man *Kompeitō* hieß – ein Ausdruck, den man jetzt für Konfekt gebraucht –, geröstete Puffbohnen. Als Lohn erhielten die Diener für jede Besorgung zwei Sen<sup>23</sup>.



Mori Ōgai

**Die Wildgans**  
Roman

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 240 Seiten,  
9,0 x 15,0 cm  
ISBN: 978-3-7175-2278-2

Manesse

Erscheinungstermin: Februar 2012

Zart-süße Liebesgeschichte vor der Kulisse Tokios

Otama ist ein anmutiges, intelligentes Mädchen mit kühnen Träumen. Das Leben als Nebenfrau eines Wucherers in einer Seitenstraße von Tokio gehört nicht zu diesen Traumvorstellungen. Eher schon der attraktive Medizinstudent Okada, der jeden Tag an ihrer Tür vorbeispaziert und mit seinen Blicken ihre Sehnsucht weckt. In aller Stille plant Otama ein Zusammentreffen mit dem sympathischen Unbekannten, doch das Schicksal durchkreuzt ihre Pläne. Mori Ōgais atmosphärisch dichter Roman ist das wichtigste Werk des japanischen Großklassikers. Er erzählt von geheimen und enttäuschten Liebeswünschen, von Freundschaft und der Macht alltäglicher Lebenszwänge. In seiner Modernität besticht das raffiniert aufgebaute Werk nicht nur die Freunde japanischer Kultur.



[Der Titel im Katalog](#)